

Die Interpretativität des Quantitativen

oder: Zur Konvergenz von qualitativer und
quantitativer empirischer Sozialforschung¹

Nina Baur, Hubert Knoblauch

1 Der Lagerstreit in der deutschen Soziologie

Die Diskussion um wissenschaftliche Tatsachen im letzten Heft dieser Zeitschrift (Mau, Villa 2018; Grunow 2018; Nassehi 2018) verweist auf den schon lange schwelenden Streit zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung. Eines der Kennzeichen dieser vielstimmigen und zum Teil sehr scharf ausgetragenen Debatte ist, dass die beiden »Lager« die Differenzen zwischen den vermeintlich so unterschiedlichen Methodologien deutlich überziehen, wobei es keineswegs Zufall ist, dass die schärfsten Beiträge nicht in soziologischen Fachzeitschriften erscheinen, sondern eher eine breitere Öffentlichkeit bedienen und mit entsprechender Polemik verbunden sind.

Ein Beispiel für eine solche stark vereinfachende Debatte ist etwa die von Strübing formulierte These, qualitative Sozialforschung könne nicht der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft formulierten Forderung nach Replikation nachkommen (DFG 2017), also – im engeren Sinne – der Verlässlichkeit von Messungen oder – im weiteren Sinne – der Wiederholbarkeit einer Untersuchung und potentiell auch der Untersuchungsergebnisse, und dass nicht nur in der qualitativen Sozialforschung, sondern

¹ Dieser Beitrag stellt eine Kurzform von Argumenten dar, die ausführlich erläutert wurden in Knoblauch (2013), Knoblauch et al. (2018), Baur et al. (2018), Knoblauch (2018) und Baur (2018).

generell in der empirischen Forschung »Replizierbarkeit [...] ein Symptom für gravierende Fehlentwicklungen im (nicht nur) deutschen Wissenschaftssystem« sei (Strübing 2018). Der Konflikt wird in der Entgegnung von Auspurg und Brüderl (2018) deutlich, die Strübing entschieden widersprechen: Sie räumen zwar ein, dass Replizierbarkeit auch in quantitativen Studien schwer einzulösen sei, kritisieren aber, dass mit der Weigerung dazu auch die herkömmlichen wissenschaftlichen Gütekriterien von Transparenz, Nachvollziehbarkeit usw. außer Kraft gesetzt seien. Es ist typisch für diese Art der Diskussionsführung, dass diese Kritik mit dem methodologisch-wissenschaftstheoretischen Vorwurf des »Relativismus/Konstruktivismus« verbunden wird, die – so Auspurg und Brüderl (2018) – nicht nur von Strübing, sondern »in weiten Teilen der Sozial- und Geisteswissenschaften vertreten« werden. Zwar unterstreicht Strübing in der Tat eines der Probleme der Replikation, namentlich, dass dieser eine »vereinfachende Idealisierung zugrunde gelegt [wird], dass die Realität unabhängig vom Beobachter gegeben ist und durch geeignete Messungen objektiv verfügbar gemacht werden kann« (Strübing 2018), vertritt aber ansonsten keine konstruktivistische, sondern eine entschieden pragmatistische Position.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass in diesem öffentlich inszenierten Methodenstreit von beiden Seiten methodologische, theoretische und wissenschaftsphilosophische Entwicklungen (mindestens) der letzten hundert Jahre vereinfacht oder übergangen werden. Denn während die Paradigmendebatte zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung international erst in den 1980ern auflebte und in den 2000ern in die Etablierung einer Mixed-Methods-Community mündete (Baur, Kelle, Kuckartz 2017: 4 ff.), tobt sie in Deutschland seit der Zuspitzung des Werturteilsstreits und des (Ersten) Methodenstreits der 1920er Jahre zum Positivismusstreit bzw. Zweiten Methodenstreit in den 1960er Jahren (Ritsert 2010). Ungeachtet einer sehr langen und differenzierten Auseinandersetzung vermitteln aber beide Diskussionsparteien in der aktuellen Debatte – für die Strübing (2018) und Auspurg und Brüderl (2018) ein fast idealtypisches Beispiel sind – den Eindruck, als gebe es nur eine eher »positivistische« bzw. »kritisch-rationalistische« und eine eher »psychologische« bzw. »radikal-konstruktionistische« Position, die mit starken Formen eines soziologischen Postmodernismus gleichgesetzt werden, wie sie etwa von Bauman (2000) vertreten wird. »Wenn aber« – wie Mau und Villa zu Recht konstatieren – »keine ehrliche, sachliche Debatte rund um Methoden oder Epistemologien geführt wird, kommt es unter Umständen zu blinden Flecken und Tunnelblicken, die

[...] das eigene Wissen gegen wissenschaftlich anders gelagerte Befragungen immunisieren.« (Mau, Villa 2018: 280) Man könnte fast behaupten, dass erst eine derart unsachliche und unzulässig vereinfachende Debatte einen echten Angriff auf die Wissenschaftlichkeit der Sozialwissenschaften darstellt – und zwar von innen heraus.

Vor dem Hintergrund der gerade in der deutschsprachigen Soziologie sehr differenziert geführten Methodologie- und Theoriedebatten erscheint diese Gegenüberstellung darüber hinaus nicht nur holzschnittartig, sondern ignoriert wesentliche historische Entwicklungen und gegenwärtige Positionen, auf denen sowohl die quantitative als auch die qualitative Forschung aufbauen – von deren Verbindungen ganz abgesehen. Tatsächlich ist die Replikation von Forschungsergebnissen, wie bereits Weber 1904 bemerkte, in den meisten Bereichen nicht nur der qualitativen Sozialforschung deutlich schwieriger als in den Naturwissenschaften (Weber 1988), unter anderem weil sich der Gegenstandsbereich der Soziologie rasch wandeln und die »doppelte Hermeneutik« (Giddens 1984: 374) das Forschungsfeld selbst affizieren kann. Dennoch werden Forschende, die sich mit Strukturen und Sequenzen von Interaktionen etwa in der Tradition Goffmans (1959) und Garfinkels (1967), aber auch mit Analysen kommunikativer Prozesse, Gattungen und Handlungen beschäftigen und vor allem mit dauerhaft objektivierten und hochgradig gegenstandsadäquaten Daten, wie Tonband und Videoaufzeichnungen (zum Beispiel Tuma, Schnettler, Knoblauch 2013) arbeiten, sicherlich die Frage nach der Replikation keineswegs als irrelevantes Problem behandeln. Ganz im Gegenteil dürfte die Suche nach Strukturen und Formen sogar definitorisch mit der Annahme der Replikation von Untersuchungen verbunden sein – wobei Abwandlungen und Variationen systematisch mit in Betracht gezogen werden können.

Es steht außer Zweifel, dass die bisherigen Überlegungen dieser typischerweise als »qualitativ« bezeichneten Forschungstraditionen noch weitergeführt werden müssen, auch und gerade weil sich die methodologische Debatte innerhalb der qualitativen Sozialforschung zuweilen eher rituell als reflexiv an den Vorgaben der *Grounded Theory* (Glaser, Strauss 1980) aus den 1960er Jahren hält. Gleichwohl muss betont werden, dass es weder *die* qualitative Sozialforschung gibt, noch dass sich diese einheitlich und in dem einfachen Sinne als »postmodern« versteht, wie dies von Strübing (2018) unterstellt wird. Noch weniger aber wird die von Auspurg und Brüderl (2018) vorgenommene vereinfachte Charakterisierung als »konstruktivistisch« ihrer Methodologie gerecht. Es ist durchaus überraschend, dass

gerade in der deutschsprachigen Diskussion – in der ja der Sozialkonstruktivismus durch einen namhaften Vertreter repräsentiert war, nämlich Thomas Luckmann, der auch einen maßgeblichen Einfluss nicht nur auf die Ausbildung der qualitativen Methoden hatte – immer noch die undifferenzierte Bezeichnung einer eher psychologischen oder radikalen Fassung des Konstruktivismus gepflegt wird – und zwar, leider, auch durchaus in wissenschaftstheoretischen Übersichten.

Wer aber eine etwas vertiefte, über die plakativen Zuordnungen modischer Kulturdebatten hinausgehende Theoriekenntnis hat, wird kaum übersehen haben, dass ja gerade die Soziologie eine eigene Theorie der »sozialen Konstruktion der Wirklichkeit« (Berger, Luckmann 1966) entwickelt hat, die laut Esser (2002) – der ja wiederum gemeinhin dem »quantitativen Lager« zugeordnet wird – neben der Theorie Max Webers eine der beiden Säulen ist, auf die sich alle (deutschsprachigen) Soziologien als Grundlage ihres Faches einigen können. So wenig individuell beliebig diese soziale Konstruktion ist, so stark pocht die damit verbundene Forschung von Anfang an auf die Rolle von objektivierten Daten, seien diese sprachlicher Natur, audiovisuelle Aufzeichnungen oder – und durchaus auch bei Luckmann und seinen Schülern – standardisierte Daten. Die Besonderheit der sozialkonstruktivistischen Zugangsweise besteht dabei keineswegs in der Ablehnung der (im sozialen Handeln erzeugten) Objektivität der Wirklichkeit und der Daten über diese Wirklichkeit. Die Besonderheit besteht vielmehr in einem reflexiven Umgang mit diesen Daten (Knoblauch 2018). Denn so sehr Daten Objektivationen sind, so wenig darf übersehen werden, dass auch diese Objektivationen in sozialen Handlungen erzeugt werden (Knoblauch 2017: 155 ff.) – und zwar sowohl in der quantitativen, als auch qualitativen Forschung, häufig mediatisiert durch hochkomplexe Kommunikations- und Informationstechnologien.

2 Zur Interpretativität quantitativer Sozialforschung

Diese Reflexivität und die damit verbundene Interpretativität wird klassisch mit dem Begriff der »interpretativen Methoden« (Knoblauch 2013; Knoblauch et al. 2018; Baur et al. 2018) angezeigt. Es ist nun eine erste zentrale These dieses Beitrags, dass diese Interpretativität keineswegs nur eine Besonderheit der qualitativen Methoden ist, denn bei fast allen deutschsprach-

chigen quantitativen Sozialforschenden gilt als selbstverständlich, dass alle Sozialforschung grundsätzlich interpretativ ist und dass das Verstehen ein wichtiger Bestandteil der Sozialforschung ist.

Gleichzeitig betont etwa Hartmut Esser, dass sich Verstehen und Erklären nicht grundsätzlich trennen lassen (Greshoff 2008: 413), sondern vielmehr aufeinander bezogen sind. »*Verstehen* zielt [bei Esser] darauf ab, anzugeben, was ist, somit auf eine Beschreibung sozialer Phänomene; *Erklären* zielt darauf ab anzugeben, warum etwas ist« (ebd.: 415, Hervorhebung im Original). Esser nimmt hier die klassische Definition Webers aus dem Jahr 1921 auf, für den die Soziologie eine Wissenschaft ist, die verstehen und erklären will (Weber 1980: 1). Die Erklären-Verstehen-Differenz bildet letztlich den Kern der Methodenstreite des 19. und 20. Jahrhunderts. Ein Streitpunkt der Debatte ist bis heute, ob man sich methodologisch entscheiden muss, ob man erklärt oder versteht, ob sich also die beiden Zugänge zu sozialer Wirklichkeit wechselseitig ausschließen – oder ob man zugleich verstehen und erklären kann oder sogar muss und welcher dieser beiden Zugänge dann für die Sozialforschung wichtiger ist (Greshoff, Kneer, Schneider 2008: 7). Im Zuge dieser nun seit fast 200 Jahren schwellenden Debatte haben sich praktisch alle Sozialtheoretiker mit diesem Problem befasst und dabei recht unterschiedliche Erklärens- und Verstehens-Begriffe entwickelt. So ist bis heute unklar, ob mit »Erklären« die Typenbildung oder das Aufdecken von Kausalzusammenhängen gemeint ist (ebd.: 9). Alfred Schütz (1932) etwa vergleicht die quantitativen Methoden mit einer »Kurzschrift« und betrachtet Verstehen als eine spezifische Variante des Erklärens (Endreß 2008).

Im Zuge dieser Methoden-Debatte wird üblicherweise die Aufgabe des Verstehens der qualitativen Forschung, die des Erklärens der quantitativen Forschung zugewiesen. Dies ist in mehrfacher Hinsicht falsch:

Erstens ist es entgegen einem weitläufigen Vorurteil mitnichten so, dass sich qualitative Methoden nicht für die Aufklärung von Kausalverhältnissen eignen. Vielmehr existiert eine ganze Reihe von qualitativen Ansätzen – wie etwa die bereits erwähnte *Grounded Theory*, aber auch die Fallstudien-Methode oder *Qualitative Comparative Analysis* (QCA) –, die explizit darauf abzielen, soziale Phänomene zu erklären (Baur 2018: 310 ff.).

Zweitens beschränkt sich quantitative Sozialforschung – wie etwa Akremi (2018) und Baur (2019) zeigen – nicht nur auf Erklären im Sinne des Aufklärens von Kausalbeziehungen, sondern kann sehr viele andere Analyseziele verfolgen und tut dies in der Praxis auch. So existieren etwa

zahlreiche statistische Verfahren, die in der Lage sind, soziale Prozesse zu modellieren; zu untersuchen, wie Individuen – seien es Personen, Situationen oder Texte – in breitere soziale Kontexte eingebettet sind; oder soziale Beziehungen aufzuklären. Ebenso kann quantitative Sozialforschung kollektive Wissensbestände, soziale Praktiken oder Typen identifizieren und rekonstruieren (Baur 2019). Während das Verstehen also sehr explizit Teil qualitativer Forschung ist, existieren folglich auch in der quantitativen Sozialforschung zahlreiche Verfahren, die einen verstehenden Zugang zu standardisierten Daten ermöglichen und sogar erfordern, etwa die Faktoren- und Clusteranalyse (Akremi 2018) oder die Korrespondenzanalyse (Lebaron 2009; Blasius, Schmitz 2013).

Drittens ist weder alle qualitative Sozialforschung interpretativ, noch lassen sich bestimmte qualitative Methoden eindeutig der interpretativen bzw. nichtinterpretativen Tradition zuordnen – man denke etwa an die strukturalistische Sozialtheorie und den Falsifikationismus der frühen objektiven Hermeneutik (Oevermann et al. 1979) oder die nichtinterpretative qualitative Inhaltsanalyse in der Tradition von Mayring (2003). Kuckartz (2016) vertritt dagegen eine interpretative Variante der qualitativen Inhaltsanalyse. Maiwald (2018) stellt eine interpretative Variante der objektiven Hermeneutik vor, wohingegen wiederum beispielsweise Wernet (2006) eine nichtinterpretative Variante der objektiven Hermeneutik verfehlt, die konsequent an einem tiefengrammatischen, das heißt strukturalistischen Regelbegriff festhält.

Auch wenn eine (vermutlich sehr kleine) Gruppe von quantitativ Forschenden (zum Beispiel Schnell, Hill, Esser 1999) bis heute fest daran glaubt, dass objektive Erkenntnis in dem Sinne möglich ist, dass bei konstanten Tatsachen Forschungsergebnisse unabhängig von der Person der Forschenden repliziert werden können, so wird doch, viertens, auch in der quantitativen Sozialforschung die Notwendigkeit zu interpretieren als eigenständiges Problem anerkannt. So schreibt Opp in einer früheren Ausgabe dieser Zeitschrift: »Traue keinen Daten (einschließlich Zahlen), die fest etabliert zu sein scheinen«. (2012: 153) Und Grunow präzisiert, »dass es einfache »Fakten«, oder, wie Schütz es nennt, »Tatsachen« nicht gibt, weil »[a]lle Tatsachen [...] immer schon aus einem universellen Zusammenhang durch unsere Bewußtseinsabläufe ausgewählte Tatsachen [sind]«. Entsprechend »ist das, was wir als Ausschnitt der sozialen Realität wahrnehmen (also unsere »Fakten«) immer bereits kulturell überformt und gedeutet«, weshalb es »unumstößliche Gewissheiten bezogen auf wissenschaftliche

Aussagen oder deren völlige Objektivität nicht geben kann« (Grunow 2018: 286 f.).

Mit anderen Worten geht auch die quantitative Sozialforschung davon aus, dass es immer eine Differenz zwischen Daten und sozialer Wirklichkeit geben wird. In der quantitativen Tradition wird diese unter anderem mit dem Begriff des »Fehlers« erfasst, den Forschende begehen, wenn sie versuchen, die Wirklichkeit »objektiv« zu erfassen. Der Begriff des »Fehlers« soll ausdrücken, dass der Mangel auf Seiten der Forschenden und nicht des Gegenstandsbereichs liegt. Das hat auch zur Folge, dass bei prozessproduzierten Daten (einschließlich digitalen Daten) nicht – wie bei forschungsinduzierten Daten – von »Fehlern«, sondern von einer »Datenkunde« gesprochen wird (Bick, Müller 1984; Baur 2009). Bei forschungsinduzierten Daten können im Verständnis der quantitativen Forschung in verschiedenen Stadien des Forschungsprozesses auch verschiedene Fehler auftreten: Bei der Datenerhebung können es etwa Messfehler sein, bei der Stichprobenziehung können Stichprobenfehler entstehen – und ganz in der Logik der quantitativen Sozialforschung wird stets versucht, diese Fehler selbst zu quantifizieren, also mit Hilfe von verschiedenen Maßzahlen auszudrücken (ausführlich Groves et al. 2009).

Wie diese Fehler methodologisch kontrolliert – also entdeckt, gemessen, beseitigt oder zumindest minimiert – werden können, wurde über fast hundert Jahre in jeweils distinkten quantitativen Methodendebatten (die allerdings viel interdisziplinärer sind als die qualitativen Methodendebatten) jeweils gesondert diskutiert. Diese ständige Reflexion ist zutiefst in der quantitativen Forschungspraxis verankert und als wissenschaftlicher Diskurs mit eigener Methoden-Forschung, Tagungen und Publikationen organisiert, der jüngst etwa zur Etablierung der *Survey Methodology* als eigener Subdisziplin mit eigenen Studiengängen (von Thenen 2011) geführt hat. Zu diesen Forschungspraktiken zählt die Befassung mit der Subjektivität von Protokollsätzen (Neurath 1932; Adorno et al. 1969), dem Messfehler (Groves et al. 2009), der Datenqualität (Blasius, Thiessen 2012; Baur 2009; Salais 2016; Kelle 2018), der Erfassung von Sinnstrukturen (Penissat et al. 2016; Akremi 2018), sowie mit Generalisierungsstrategien (Ziegler 2017) – um nur einige zu nennen.

Etwa um die Jahrtausendwende vollzog sich dann insofern eine Umkehr, als erkannt wurde, dass diese verschiedenen Fehler – also Interpretationsprobleme – aufeinander bezogen sind. Will man etwa in standardisierten Befragungen Wissen, Handlungsziele oder die Lebenssituation einer

Person möglichst genau erfassen, muss man auch möglichst viele Fragen stellen, um einen möglichst kleinen Messfehler zu erhalten. Dies erhöht aber wiederum den Stichprobenfehler (genauer: »Nonresponse-Fehler«), weil, je länger der Fragebogen ist, desto mehr Personen eine Befragung abbrechen oder ganz verweigern. Um diesem Problem zu begegnen, werden im Zuge der Etablierung des Modells des *Survey Life Cycles* diese verschiedenen Fehler systematisch zusammengedacht und mit dem *Total Survey Error* (TSE) zu einem Gesamtfehler verrechnet (Groves et al. 2009). Für die Debatte um Interpretativität ist dabei zentral, dass die jüngere quantitative Sozialforschung davon ausgeht, dass der TSE nie den Wert 0 annehmen, sondern nur minimiert werden kann, das heißt, dass eine – im Sinne der quantitativen Methodologie – eindeutige, fehlerfreie Messung (bzw. Abbildung) der Wirklichkeit grundsätzlich nicht möglich ist.

Auch wenn man sich darüber streiten kann, ob der Versuch gelingen wird, quantitative Datenqualität und Interpretationsprozesse methodologisch zu reflektieren, ist damit doch festzuhalten, dass zumindest die meisten deutschsprachigen quantitativ Sozialforschenden dem Verstehen eine wichtige Rolle in der Sozialforschung einräumen und sich auch der Konstruiertheit ihrer Daten wohlbewusst sind, auch wenn sie den Begriff der Interpretativität in der Regel nicht verwenden. Dies drückt sich unter anderem auch in der Betonung des methodologischen Individualismus aus, der als Kritik an Durkheims strukturalistischer, nichtinterpretativer Perspektive gemeint ist (Durkheim 1984) und nicht unbedingt bedeuten muss, dass eine handlungstheoretische Perspektive eingenommen wird.

Es lässt sich also festhalten, dass »interpretative Sozialforschung« und »qualitative Sozialforschung« ganz offensichtlich nicht dasselbe sind und dass die deutschsprachige Soziologie in ihrer Konstitutionsphase – egal ob sie qualitativ, quantitativ oder historisch arbeitete – immer auch interpretative Sozialforschung war. Deswegen muss man nun mit Nassehi (2018: 297) fragen: »Wo ist denn jetzt der Konflikt geblieben?«

Wir vertreten im Folgenden die These, dass tatsächlich der hochemotional und stark simplifizierende Paradigmenstreit insofern Teil des Problems ist, als dass die Positionen des jeweiligen »anderen« Lagers oft rhetorisch so stark überspitzt werden, dass verschiedene methodologische Probleme vermengt werden, die in der Geschichte der Theorie- und Methodologie-Debatte separat behandelt wurden und entweder gar nichts oder nur bedingt etwas mit der Unterscheidung zwischen qualitativer und quantitativer Forschung zu tun haben – und genau über diese Probleme müssten wir

eigentlich diskutieren, um der »Angriffe auf die Wissenschaft« (Mau, Villa 2018) Herr zu werden. Deswegen werden wir einige dieser »eigentlichen« Streitpunkte im Folgenden kurz skizzieren, und zwar aus der Perspektive der quantitativen Sozialforschung, weil diese eben – wie gerade dargestellt – so tief in der Forschungspraxis verwurzelt sind, dass sie heute nur noch selten expliziert werden, und weil verschiedene Positionen der qualitativen Forschung in jüngster Zeit wesentlich explizierter formuliert wurden (zum Beispiel Knoblauch et al. 2018; Strübing et al. 2018).

3 Kriterien der Wissenschaftlichkeit und die Subjektivität der Forschenden

3.1 Standortgebundenheit und Parteilichkeit

Die Verfechter der quantitativen Sozialforschung vertreten auch heute noch fast ausnahmslos die Perspektive der Notwendigkeit eines starken Wissenschafts-Begriffs mit eindeutigen Kriterien der Wissenschaftlichkeit, um *Alternative Facts* und *Fake News* von belegten Tatsachen unterscheiden zu können und damit die von Mau und Villa (2018) festgestellten Angriffe auf die Wissenschaft abzuwehren. Das Festhalten der quantitativen Sozialforschung am harten Wissenschaftskriterium hat zur Folge, dass die Subjektivität der Forschenden und damit die Interpretativität zum Problem wird: Die interpretative und quantitative (!) Sozialforschung sind sich einig darin, dass alle Sozialforschenden standortgebunden und deshalb die Welt perspektivisch, selektiv und relational auffassen; ihre Theorien sind zudem an Wünsche, Interessen und Bedürfnisse gebunden. Dies hat – in der Sprache der quantitativen Sozialforschung – mehrere Quellen: den anthropologisch verankerten Wunsch von Menschen bzw. die Suche nach Regelmäßigkeiten und Mustern, die durch soziale Achtung, Normen, Konformitätsdruck erzeugte Tendenz zu erwartungsabhängigen Beobachtungen, den Hang zu selbsterfüllenden Prophezeiungen, die intuitive Wahrnehmung von Wahrscheinlichkeiten im Alltag, die zur Überschätzung kleiner und Unterschätzung großer Risiken führt, oder schließlich Deduktionsfehler (Diekmann 2004: 40 ff., 69 ff.; Opp 2012). Dieses vor allem aus der Wissenssoziologie übernommene Theorem der Perspektivität der Beobachterposition (vgl. Knoblauch 2005) führt zu einer Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Stichprobenselektion, die wiederum Forschungsergeb-

nisse verzerrt und damit Objektivität verhindert (Diekmann 2004: 40 ff., 69 ff.; Opp 2012).

Dass die Subjektivität der Forschenden ein methodologisches Problem darstellt, war – wie bereits erwähnt – bereits seit dem 19. Jahrhundert ein Thema der Wissenschaftstheorie und einer der Gründe für die Ausdifferenzierung der (deutschsprachigen) Soziologie als Wissenschaft (von der Geschichtswissenschaft und Statistik bzw. Nationalökonomie), die mit Hilfe von Theorie und Methoden helfen sollte, die Standortgebundenheit der Forschenden zu reflektieren und kontrollieren (Baur 2005: 25 ff.). Aus der Perspektive der quantitativen Sozialforschung ist das primäre Ziel der Methoden der empirischen Sozialforschung, diese Subjektivität der Forschenden methodologisch zu reflektieren und zu handhaben (Baur 2008: 193). In der Frühzeit der Soziologie wurde die Subjektivität der Forschenden in drei Komponenten aufgeteilt, die allerdings nur analytisch, nicht aber forschungspraktisch voneinander getrennt werden können: Parteilichkeit, Perspektivität und Verstehen (ebd.: 192 f.).

Aus dieser Differenzierung entstanden drei Debattenstränge, die heute nahezu unverbunden sind (Baur et al. 2018: 268 ff.), von denen im Kontext dieses Beitrags vor allem die Debatte um Parteilichkeit relevant ist. Diese entbrannte in der deutschen Soziologie und Nationalökonomie erstmals im Werturteilsstreit in den 1920ern. Kernstreitpunkte waren das Verhältnis von Wissenschaft zur Politik und die Frage, ob die Sozialwissenschaftler praktische Forderungen oder Normen aufstellen und normativ verbindliche Aussagen über politische Maßnahmen machen können und dürfen. Im Zuge dieser Debatte unterschied Max Weber zwischen Seins- und Sollensaussagen und wies die Ermittlung der Seinsaussagen der Wissenschaft, die Erstellung von Sollensaussagen der Politik zu.

Aufbauend auf Webers Überlegungen zur Werturteilsfreiheit unterscheidet die moderne quantitative Sozialforschung in Bezug auf die Frage, welche Rolle Werte in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen spielen können und sollen, verschiedene Formen von Werten. Dabei sieht sie drei Formen von Werten in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen als vollkommen legitim an (Diekmann 2004: 40 ff., 69 ff.):

- Sozialwissenschaftler können die Werte von Menschen – etwa die Haltung der deutschen Bevölkerung zur AfD – selbst zum Untersuchungsgegenstand machen. Da sich im Sinne der deduktiv-hypothetischen Vorgehensweise Forschende vom Untersuchungsgegenstand distanzieren, erscheint dies der quantitativen Sozialforschung vollkommen un-

- problematisch, da hier Werte etwa im Rahmen einer standardisierten Befragung und statistischen Verfahren zur Analyse von Sinnstrukturen mit den Regeln der empirischen Sozialforschung untersucht werden.
- Das »Relevanzproblem« befasst sich mit der Frage, was eigentlich interessante und legitime Forschungsfragen sind, die einer wissenschaftlichen Untersuchung würdig sind. Dies ist insofern eine normative Setzung, als das, was für relevant gehalten wird, sehr stark vom Zeitgeist bzw. den in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit vorhandenen Problemen abhängt. So waren etwa die Bildungssoziologie bis zum Pisa-Schock oder die Migrationsforschung bis zur Flüchtlingskrise Randgebiete der Soziologie, für die kaum Forschungsgelder oder interessierte Publika gefunden werden konnten.
 - Die Forschungsethik bzw. »Wertbasis der Wissenschaft« befasst sich mit den Regeln der guten wissenschaftlichen Praxis. Auch wenn es hier durchaus zu Konflikten zwischen Wissenschaftlichkeit und Forschungsethik kommen kann, da wissenschaftlich hochwertige Forschung nicht notwendig ethisch ist, wird spätestens nach dem 2. Weltkrieg unhinterfragt der Forschungsethik insofern der Vorrang gegeben, als diese im Zweifelsfall beschränkt, was überhaupt erforscht werden darf (zum Beispiel RatSWD 2017a). Institutionell zeigt sich dies etwa in den langen Debatten über Datenschutz (RatSWD 2017b) und informationelle Selbstbestimmung (Mühlichen 2019), die nicht nur juristisch verankert sind, sondern sich auch in ausgeklügelten und in der quantitativen Sozialforschung seit den 1970ern fest etablierten Standardprozeduren etwa zur Archivierung (RatSWD 2016) und Publikation von wissenschaftlichen Ergebnissen niederschlagen, die stets darauf ausgerichtet sind, die Forschungssubjekte zu schützen.

Grundsätzlich abgelehnt werden dagegen die Werturteile in engerem Sinn: die Parteilichkeit. In der Tradition von Weber sollen Seins- und Sollensausagen sauber getrennt und Werturteile in wissenschaftlichen Aussagen absolut vermieden werden, da diese den Forschungsprozess verzerren können. Als problematisch wird auch gesehen, dass Forschende unbewusst beeinflusst werden können – wenn etwa im Rahmen von Auftragsforschung bestimmte Themen gesetzt oder Forschungsergebnisse im Sinne des Auftraggebers geschönt werden. Daher zieht sich die quantitative Forschung historisch bewusst in den »Elfenbeinturm« zurück, um einen möglichst distanzierten, nichtnormativen Blick auf den Gegenstandsbereich zu erhalten. Um erste Hinweise auf mögliche Parteilichkeit zu erlangen, ist – so Opp –

»grundsätzlich die erste Frage, die gestellt werden sollte: Wer sammelte oder wer veröffentlichte die Daten zuerst? War es ein Wissenschaftler, eine Regierungsbehörde, ein Forschungsteam oder eine private Firma? [...] Wenn man zum Beispiel historische Daten beurteilt, ist es ratsam, zuerst einige Eigenschaften des Historikers zu ermitteln, der die Daten gesammelt hat, bevor man beginnt, die Daten selbst zu analysieren [...]. Mit anderen Worten, die Interessen und Sichtweisen des Historikers und ihr potentieller Einfluss auf die präsentierten Daten sollten analysiert werden. Das trifft auf jede Form von Daten zu« (Opp 2012: 153 f.).

Ungeachtet dessen ist sich die quantitative Forschung durchaus bewusst, dass sich die Subjektivität der Forschenden und damit das Problem der Parteilichkeit niemals vollkommen beheben lassen. Forschende stehen daher – wie das obige Zitat verdeutlicht – unter Generalverdacht, dass sie grundsätzlich Wissenschaft gefährden. Daher wurde eine Reihe von Gegenmaßnahmen entwickelt.

3.2 Gegenmaßnahme 1: Standardisierung

Wegen ihres grundsätzlichen Misstrauens gegenüber der Subjektivität der Forschenden versucht die quantitative Sozialforschung, erstens, diese Subjektivität durch Standardisierung weitgehend komplett auszuschalten: Um möglichst die Notwendigkeit jeglicher Interpretation zu vermeiden, wird alles standardisiert, was sich standardisieren lässt: die Fallauswahl (Zufallsstichprobe), die Erhebungsinstrumente (Fragebogen), die Erhebungssituation (Interviewerschulung), die Auswertung (deskriptive Statistik) und die Generalisierung (induktive Statistik).

Dieser Versuch, die Notwendigkeit zu interpretieren komplett auszuschalten, muss jedoch, wie erwähnt, als gescheitert angesehen werden, da – wie die Survey-Forschung (Groves et al. 2009; Blasius, Thiessen 2012; Baur 2014) selbst gezeigt hat – an allen möglichen Stellen Interpretationsprobleme einsickern und vor allem an kritischen Stellen des Forschungsprozesses Interpretationsbedarf besteht, der nicht standardisiert gehandhabt werden kann. Dies betrifft sowohl die Datenerhebung (Kelle 2018) als auch die Auswertung (Akremi 2018; Baur 2018) als auch die Generalisierung (Ziegler 2017).

3.3 Gegenmaßnahme 2: Soziologische Theorie

Als zweite Gegenmaßnahme hat die soziologische Theorie die Funktion, Standortgebundenheit in Perspektivität umzuwandeln und dadurch diskutierbar zu machen, vor allem, weil verschiedene Theorien im Zuge der empirischen Sozialforschung gegeneinander getestet werden können. Die theoretische Perspektive muss daher zu Beginn jeden Forschungsprozesses explizit gemacht werden, um die Forschungsfrage sachlich, zeitlich, räumlich und hinsichtlich der Handlungsebene zu verankern und die Methodenwahl, Datenerhebung und Stichprobenstrategie zu lenken (Baur 2005, 2008: 197 ff.) bzw. »vermittelte Unmittelbarkeit« (Lindemann, Barth, Tübel 2018) herzustellen.

Auch wenn dies für qualitative und quantitative Sozialforschung gleichermaßen gilt, so missversteht die quantitative Sozialforschung doch gerne die Offenheit der qualitativen Sozialforschung als Theorielosigkeit (vgl. hierzu Kalthoff, Hirschauer, Lindemann 2008). Eine ebensolche Theorielosigkeit wirft die qualitative Sozialforschung der quantitativen Sozialforschung vor, wenn sie etwa der Methodologie der Rational-Choice-Theorie ein subsumptionslogisches Vorgehen und ein abstrakt-unhistorisches Akteursmodell unterstellt, dessen Defizienz durch Einbeziehung konstruktivistischer Ergänzungen lediglich verdeckt werde.

Beides ist ein Missverständnis, das – und das sei an dieser Stelle ausdrücklich gesagt – durch wechselseitige Unkenntnis der Details der jeweils anderen theoretischen Debatten und Forschungspraxis entsteht:

- Qualitative Sozialforschung geht explizit davon aus – wie etwa Lindemann, Barth und Tübel (2018) ausführen –, dass die sozialtheoretischen Grundannahmen expliziert sein müssen. Mit »Offenheit« ist vielmehr gemeint, dass Sozialforschung so angelegt sein soll, dass – innerhalb des sozialtheoretischen Rahmens – neues Wissen generiert werden kann.
- Auch quantitative Sozialforschung setzt nicht nur einen sozialtheoretischen Rahmen, sondern arbeitet systematisch mit Brückentheorien, um die Forschungsfragen operationalisieren zu können. Des Weiteren werden im Zuge der Datenerhebung, -aufbereitung und -analyse sehr viele theoretische Annahmen getroffen, die nicht nur sorgfältig reflektiert und mittels der Evaluation von Survey-Fragen interpretativ abgesichert, sondern auf eigenen Tagungen und in eigenen Publikationen (die allerdings selten von Personen außerhalb der entsprechenden Teil-Community gelesen werden) diskutiert und reflektiert werden.

4 Verknüpfung von Theorie und Daten

Aus dem bisher Gesagten folgt die zentrale Rolle von soziologischer Theorie für die (qualitative und quantitative) empirische Forschung – unter anderem, um die Standortgebundenheit der Forschung in Perspektivität umzuwandeln und damit diskutierbar zu machen (Baur 2008) sowie um Interpretativität zu handhaben. Eine Folge der seit der deutschen Nachkriegszeit institutionell verankerten Aufteilung von Theorie- und Methoden-Forschung und -Ausbildung auf Theorie- und Methoden-Professuren ist, dass heute nur noch selten über das Verhältnis von (Sozial-)Theorie, Methoden und Empirie diskutiert wird. Dies hat, wie wir glauben, fatale Folgen für das Fach als Ganzes: Damit empirische Sozialforschung überhaupt möglich ist, können Theorie und Methoden eben nicht getrennt gedacht werden. Das Kernproblem besteht darin, dass Sozialforschung immer nur Ausschnitte der Wirklichkeit untersucht und untersuchen kann, aber mittels der Analyse dieser Wirklichkeitsausschnitte intersubjektiv überprüfbare Aussagen formulieren soll. Dies ist nur möglich, wenn die Frage beantwortet wird, wie (Sozial-)Theorie, Gegenstandsbereich und empirische Daten miteinander verknüpft werden können.

Hierzu existiert zwar mittlerweile eine Reihe von Vorschlägen, wie etwa der deduktiv-nomologische Syllogismus (Hempel-Oppenheim-Schema), der induktiv-statistische Syllogismus, der praktische Syllogismus, der systematische Induktivismus und die Abduktion (ausführlich Baur et al. 2018: 257 ff.), aber erstens steht eine ernsthafte wissenschaftstheoretische Diskussion der wechselseitigen Bezüge dieser Syllogismen zueinander nach wie vor aus; zweitens stellt sich die Frage, ob die Liste der bislang diskutierten Schlussmechanismen erschöpfend ist; und drittens ist allein mit der Diskussion um Syllogismen das Problem der Verknüpfung von Theorie und Daten noch lange nicht gelöst, weil in jeder Methoden-Einführung steht, dass dieser Verknüpfungsprozess (Operationalisierung) der wichtigste und schwierigste Schritt in der empirischen Sozialforschung darstellt, uns aber keine brauchbare Anleitung bekannt ist, wie diese Theorie-Empirie-Verbindung forschungspraktisch zu erfolgen hat. Schließlich stellt sich insgesamt das Problem, dass sowohl der Begriff der Theorie, als auch der der Daten zu wenig theoretisch reflektiert ist.

5 Populationsabgrenzung, Sampling und Generalisierung

Quer zu den Fragen der Verknüpfung von theoretischen Sachverhalten und empirischen Daten sowie nach den Kriterien der Wissenschaftlichkeit und dem Umgang mit der Subjektivität der Forschenden stehen alle empirisch Sozialforschenden vor einem Problem, das vor allem forschungspragmatischer Natur ist: Jede Forschung ist zeitlich und ressourcenabhängig begrenzt. Selbst wenn Forschende in Teams arbeiten, können sie soziale Wirklichkeit nie in ihrer Ganzheit, sondern nur ausschnittsweise untersuchen. Da interpretative Genauigkeit und Generalisierbarkeit gleichermaßen wichtig sind, gibt es gute Gründe für die Verbindung von qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden. Das ist sicherlich einer der Gründe für den verstärkten Trend zu *Mixed Methods* in den letzten zwei Jahrzehnten (Baur et al. 2017). Kelle (2017) zeigt in diesem Rahmen, dass qualitative Forschung bei unvertrauten oder sich stark wandelnden Gegenstandsbereichen zu bevorzugen ist, da hier die interpretative Genauigkeit nicht gesetzt werden kann. Bei wohl beforschten Gegenstandsbereichen mit relativ stabilen Handlungsstrukturen ist dagegen die quantitative Forschung im Vorteil.

Unabhängig davon, wie diese Verbindung gestaltet wird, stellt sich die Frage, ob und wie Forschungsergebnisse generalisiert werden können. Dazu hat die Sozialforschung verschiedene Verfahren entwickelt:

Zu nennen ist zunächst die von Geertz vorgeschlagene *dichte Beschreibung*, die – wenn sachgemäß durchgeführt – den Lesern den Eindruck vermittelt, selbst im Feld gewesen zu sein (Geertz 2003). Es bleibt dann dem Leser überlassen, ob und auf welche konkreten Kontexte er die Forschungsergebnisse übertragen möchte (Seale 1999: 106 ff.).

Die Kontrastposition ist die der quantitativen Sozialforschung, die – gemäß der Logik der kompletten Durchstandardisierung des Forschungsprozesses – eine Grundgesamtheit definiert, aus der sie eine vorab berechnete ideale Anzahl von Untersuchungsfällen zufällig auswählt. Ist dies geschehen, können die Ergebnisse der deskriptiven statistischen Analyse mit Hilfe der *induktiven Statistik* auf die Grundgesamtheit verallgemeinert werden (ebd.: 113 ff.). Ausgedrückt wird der Grad der Verallgemeinerbarkeit in Maßzahlen wie Signifikanzniveaus (in statistischen Tests) oder Konfidenzniveaus (in Konfidenzintervallen). Wie bereits erwähnt, ist die schließende Statistik keineswegs »objektiv« in dem Sinne, dass ihre Ergebnisse nicht interpretationsbedürftig sind. Vielmehr existieren verschiedene statistische

Theorien dazu, was »Wahrscheinlichkeit« bedeutet und wie die Ergebnisse der induktiven Statistik selbst zu deuten sind (Behnke, Behnke 2006; Ziegler 2017: 10 ff.).

Schließlich hat die qualitative Sozialforschung selbst eine Reihe von Vorschlägen zur *theoriegeleiteten Fallauswahl* (Seale 1999: 108 ff.) gemacht, damit auch Forschungsergebnisse bei geringer Fallzahl oder sogar bei Einzelfallanalysen generalisiert werden können. Zu nennen sind etwa die verschiedenen Varianten der Fallauswahl bei Einzelfallstudien (Hering, Jungmann 2019), das *Theoretical Sampling* der Grounded Theory (Strübing 2004) oder die *Fuzzy-Set*-Analysen der Qualitative Comparative Analysis (Ragin 2000).

Ungeachtet dessen muss eingeräumt werden, dass die interpretative Forschung das Problem der Fallauswahl und Generalisierbarkeit von Forschungsergebnissen bislang noch nicht befriedigend lösen konnte, bzw. sich dabei weitgehend auf theoriegeleitete Generalisierungen und auf die Korrektur unangemessener Verallgemeinerungen durch die Scientific Community verlässt. Genauso wenig wie die Schwierigkeiten der Replikation sollten diese vernachlässigten methodologischen Diskussionen jedoch als Grund für ihre Unmöglichkeit angesehen werden.

Im Übrigen stellt sich unter anderem aufgrund der Digitalisierung und zunehmenden Auflösung der nationalstaatlichen Bindung des Sozialen ein lange bekanntes, aber in methodologischen Debatten üblicherweise vernachlässigtes Thema sehr dringlich: die Frage der Populations- bzw. Feldgrenzen und damit der Reichweite von empirischen Ergebnissen (Baur 2018: 329 ff.). Anders formuliert: Auf welche Gesamtheit verallgemeinern wir eigentlich, wenn wir verallgemeinern?

6 Gütekriterien

Hält man an der Idee der Wahrheit fest und definiert Wissenschaft als Prozess der Wahrheitsannäherung, benötigt man Kriterien, um wissenschaftliche Aussagen miteinander vergleichen und gute von schlechter Forschung unterscheiden zu können. Entsprechend hat die quantitative Sozialforschung schon seit Jahrzehnten Gütekriterien entwickelt, die nicht nur fest etabliert sind, sondern auch ständig weiterentwickelt werden. So formuliert Opp: »Wenn ein Sozialwissenschaftler Daten verwendet, sollte er oder sie fragen, ob versucht wurde, die Richtigkeit dieser Daten zu prüfen.« (2012: 153)

Dass diese Güte nicht absolut gesehen wird, ist allein schon daran zu erkennen, dass man etwa in der Survey-Forschung seit Mitte der 1990er von der ›Evaluation von Survey-Fragen‹ spricht (Prüfer, Rexroth 1996; Esposito, Rothgeb 2010) und dass sich die Survey-Forschung selbst mittlerweile zu einem eigenen Forschungsfeld ausdifferenziert hat, deren einziges Ziel es ist, die Datenqualität von Umfragen kontinuierlich neu zu bestimmen und zu verbessern (Baur 2014).

Auch wenn in der öffentlichen Debatte Zweifel an der wissenschaftlichen Güte qualitativer Forschung aufgeworfen werden, gibt es eine Reihe von Vorschlägen zu Gütekriterien, so etwa bei Seale (1999), Flick (2018) oder bei Strübing et al. (2018). Weil diese einander aber teilweise widersprechen, wäre hier eine intensive Diskussion nötig. So schlagen etwa Strübing et al. (2018) vor, Gegenstandsangemessenheit, empirische Sättigung, theoretische Durchdringung, textuelle Performanz und Originalität als Gütekriterien qualitativer Forschung zu etablieren. So sinnvoll die Diskussion um Gütekriterien für die laufende Diskussion ist, so offen ist zum einen die Frage, ob und in welchem Verhältnis sie zu den Kriterien der quantitativen Forschung stehen: Lässt sich etwa die eingangs behandelte Replikation auf beide Arten der Forschung anwenden? Zum anderen bleibt die Frage offen, wie die Gütekriterien bestimmt werden. Zur Bestimmung dessen, was ›gute‹ Wissenschaft ausmacht, muss geklärt werden, was Wissenschaft auszeichnet.

7 Schluss: Plädoyer für eine neue Wissenschaftstheorie

Unsere hier ausgeführte These der Interpretativität legt die Folgerung nahe, dass es sich bei qualitativer und quantitativer Sozialforschung keineswegs um zwei grundsätzlich unterschiedliche sozialwissenschaftliche Forschungsmethodologien handelt, denn bei allen Unterschieden gibt es doch entschiedene Gemeinsamkeiten. Nach der langen Phase der Betonung von Unterschieden zwischen quantitativer und qualitativer Methodologie ist es, wie uns scheint, an der Zeit, diese Gemeinsamkeiten auf einer offenbar grundlegenden Ebene zu diskutieren. In der Tat werden wir in einer ernsthaften Diskussion nicht mehr mit dem Hinweis auf ›Normalwissen-schaften‹ (Auspurg, Brüderl 2018) auskommen. Es ist auch mehr als fraglich, ob sich Wissenschaftlichkeit lediglich durch ihre Legitimationen im

Alltagswissen ausweisen kann, wie dies Vertreter der öffentlichen Soziologie (Public Sociology) (vgl. hierzu Reif 2016; Lengfeld 2008; Lessenich, Neckel 2012; Hitzler 2012; Treibel, Selke 2012; Scheffer, Schmidt, 2013; Bescherer, Wetzell 2016) bzw. einer öffentlichen Wissenschaft (Schader-Stiftung 2015) und in jüngerer Zeit sogar die für Wissenschaft zuständige Bundesministerin fordern.

Die Wissenschaft bedarf vielmehr einer eigenen Reflexion über ihre Gegenstände, Methoden und Methodologien, wie sie lange Gegenstand der Wissenschaftstheorie war. Die Frage nach der Güte der Wissenschaft wirft, wie erwähnt, die Frage nach dem auf, was Wissenschaft ist. Es wurde auch schon deutlich, dass es einer theoretischen Reflexion der Rolle der Theorie bedarf, die ihr Verhältnis zur Empirie mitberücksichtigt – sowie um forschungspraktisch brauchbare Anleitungen zur Verknüpfung von Theorie und Empirie. Es geht auch um die Fragen, ob und welche Besonderheiten die Sozialwissenschaft heute aufweist (eine Frage, die nach der Debatte um nichtmenschliche Handlungsträger neu zu stellen ist), welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten in diesem Zusammenhang die qualitative und quantitative Sozialforschung aufweisen, wie soziale Populationen bzw. Felder abgegrenzt, Samples festgelegt und Forschungsergebnisse generalisiert werden.

Diese Fragen verweisen nicht nur auf eine »soziologische aufgeklärte Wissenschaftstheorie« (Nassehi 2018: 300), sondern auf eine neue Form der empirischen Wissenschaftstheorie, die die Befunde der neueren Wissenschaftsforschung theoretisch und methodologisch berücksichtigt (Knoblauch 2018). Während wir das Verhältnis von Verstehen und Erklären für vergleichsweise unproblematisch halten, sind im Bereich der soziologischen Kausalanalyse noch zahlreiche Fragen offen (vgl. Baur 2018: 352 ff.). Insbesondere wäre aber im Rahmen einer solchen neuen Wissenschaftstheorie zu diskutieren, wie man allgemeingültige Kriterien der Wissenschaftlichkeit formuliert, die die Standortgebundenheit der Forschenden ernstnimmt. Nach der Herausforderung der Wissenschaftsforschung müssten in diesem Rahmen die Aufgaben sozialwissenschaftlicher Methodologien empirisch erforscht werden, um ihre eigenen Methoden, Normen und Wahrheiten zu reflektieren, ohne in einen postmodernen Relativismus zu verfallen.

Literatur

- Adorno, T.W., Albert, H., Dahrendorf, R., Habermas, J., Pilot, H., Popper, K.R. 1969: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt: Luchterhand.
- Akreml, L. 2018: Interpretativität quantitativer Auswertung. In L. Akreml, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim, München: Beltz Juventa, 361–408.
- Auspurg, K., Brüderl, J. 2018: Sozialforschung kann und muss replizierbar sein! https://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2018/03/20180308_Stellungnahme-zu-Replikation.pdf, letzter Aufruf 8. August 2018.
- Bauman, Z. 2000: Liquid Modernity. London: Polity.
- Baur, N. 2005: Verlaufsmusteranalyse. Wiesbaden: VS.
- Baur, N. 2008: Taking Perspectivity Seriously. Historical Social Research, 33. Jg., Heft 4, 191–213.
- Baur, N. 2009: Measurement and Selection Bias in Longitudinal Data. Historical Social Research, 34. Jg., Heft 3, 9–50.
- Baur, N. 2014: Comparing Societies and Cultures. Historical Social Research, 39. Jg., Heft 2, 257–291.
- Baur, N. 2018: Kausalität und Interpretativität. In L. Akreml, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim, München: Beltz Juventa, 306–360.
- Baur, N. 2019: Auswertungsinteressen in der quantitativen Sozialforschung. In J.-M. Lorenzen, L.-M. Schmidt, D. Zifonun (Hg.), Methoden und Methodologien der Bildungsforschung. Weinheim, München: Beltz Juventa, in Vorbereitung.
- Baur, N., Kelle, U., Kuckartz, U. (Hg.) 2017: Mixed Methods. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 69. Jg., Supplement 2. Wiesbaden: Springer VS.
- Baur, N., Knoblauch, H., Akreml, L., Traue B. 2018: Qualitativ – quantitativ – interpretativ. In L. Akreml, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim, München: Beltz Juventa, 246–284.
- Behnke, J., Behnke, N. 2006: Grundlagen der statistischen Datenanalyse. Wiesbaden: VS.
- Berger, P.L., Luckmann, T. 1966: The Social Construction of Reality. Garden City, New York: Doubleday.
- Bescherer, P., Wetzell, D. 2016: Öffentlicher Raum braucht öffentliche Soziologie. Soziologie, 45. Jg., Heft 3, 255–266.
- Bick, W., Müller, P.J. 1984: Sozialwissenschaftliche Datenkunde für prozeßproduzierte Daten: Entstehungsbedingungen und Indikatorenqualität. In W. Bick, R. Mann, P. Müller (Hg.), Sozialforschung und Verwaltungsdaten. Stuttgart: Klett-Cotta, 123–159.
- Blasius, J., Schmitz, A. 2013: Sozialraum- und Habituskonstruktion. In A. Lenger, C. Schneickert, F. Schumacher (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Wiesbaden: Springer VS, 201–218.
- Blasius, J., Thiessen, V. 2012: Assessing the Quality of Survey Data. London: Sage.

- DFG 2017: Replizierbarkeit von Forschungsergebnissen. Eine Stellungnahme der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Bonn: Deutsche Forschungsgemeinschaft. www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/2017/17042_5_stellungnahme_replizierbarkeit_forschungsergebnisse_de.pdf, letzter Aufruf 8. August 2018.
- Diekmann, A. 2004: Empirische Sozialforschung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Durkheim, É. 1984 [1895]: Regeln der Soziologischen Methode. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Endreß, M. 2008: Verstehen und Erklären bei Alfred Schütz. In R. Greshoff, G. Kneer, W.L. Schneider (Hg.), Verstehen und Erklären. München: Wilhelm Fink, 95–116.
- Esposito, J.L., Rothgeb, J.M. 2010: Evaluating Survey Data. In L. Lyberg (Hg.), Survey Measurement and Process Quality. New York: Wiley, 541–572.
- Esser, H. 2002: Wo steht die Soziologie? *Soziologie*, 31. Jg., Heft 4, 20–32.
- Flick, U. 2018: Gütekriterien. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim, München: Beltz Juventa, 183–202.
- Garfinkel, H., 1967: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Geertz, C. (Hg.) 2003 [1973]: Dichte Beschreibung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Giddens, A. 1984: The Constitution of Society. London: Polity.
- Glaser, B.G., Strauss, A.L. 1980: The Discovery of Grounded Theory. New Brunswick: Aldine.
- Goffman, E., 1959: The Presentation of Self in Everyday Life. New York: Doubleday.
- Greshoff, R., Kneer, G., Schneider, W.L. 2008: Die ›Verstehen-Erklären-Kontroverse‹ als Debatte um die methodischen Grundlagen der Sozial- und Kulturwissenschaften. In R. Greshoff, G. Kneer, W.L. Schneider (Hg.), Verstehen und Erklären. München: Wilhelm Fink, 7–12.
- Greshoff, R. 2008: Verstehen und Erklären bei Hartmut Esser. In R. Greshoff, G. Kneer, W.L. Schneider (Hg.), Verstehen und Erklären. München: Wilhelm Fink, 413–445.
- Groves, R.M., Fowler, F.J., Couper, M., Lepkowski, J.M., Singer, E., Tourangeau, R. 2009: Survey Methodology. Hoboken: Wiley.
- Grunow, D. 2018: Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 284–291.
- Hering, L., Jungmann, R. 2019: Einzelfallanalyse. In N. Baur, J. Blasius (Hg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, im Druck.
- Hitzler, R. 2012: Wie viel Popularisierung verträgt die Soziologie? *Soziologie*, 41. Jg., Heft 4, 393–397.
- Kalthoff, H., Hirschauer, S., Lindemann, G. (Hg.) 2008: Theoretische Empirie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Kelle, U. 2017: Die Integration qualitativer und quantitativer Forschung – theoretische Grundlagen von »Mixed Methods«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 69. Jg., Supplement 2, 39–61.
- Kelle, U. 2018: Datenerhebung in der quantitativen Forschung. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, München: Beltz Juventa, 285–305.
- Knoblauch, H. 2005: *Wissenssoziologie*. Konstanz: uvk.
- Knoblauch, H. 2013: Qualitative Methoden am Scheideweg. *Historical Social Research*, 38. Jg., Heft 4, 257–270.
- Knoblauch, H. 2017: Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Knoblauch, H. 2018: Von der reflexiven Methodologie zur empirischen Wissenschaftstheorie. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, München: Beltz Juventa, 226–244.
- Knoblauch, H., Schnettler, B., Schmidt, I. 2001: The different experience. A report on a survey of near death experiences in Germany. *Journal of Near-Death Studies*, 20. Jg., Heft 1, 15–29.
- Knoblauch, H., Baur, N., Traue, B., Akremi, L. 2018: Was heißt »interpretativ forschen«? In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, München: Beltz Juventa, 9–35.
- Kuckartz, U. 2016: *Qualitative Inhaltsanalyse*. Weinheim, München: Beltz Juventa.
- Lebaron, F. 2009: How Bourdieu »Quantified« Bourdieu. In K. Robson, C. Sanders (Hg.), *Quantifying Theory: Pierre Bourdieu*. Wiesbaden: Springer, 11–30.
- Lengfeld, H. 2008: *Sociology Goes Public*. *Soziologie*, 37. Jg., Heft 4, 389–406.
- Lessenich, S., Neckel, S. 2012: DGS goes public! *Soziologie*, 41. Jg., Heft 3, 317–319.
- Lindemann, G., Barth, J., Tübel, S. 2018: Methodologisch kontrolliertes Verstehen als Kernstrategie der qualitativen Forschung. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, München: Beltz Juventa, 203–225.
- Luckmann, T., Gross, P. 1977: Analyse unmittelbarer Kommunikation und Interaktion als Zugang zum Problem der Entstehung sozialwissenschaftlicher Daten. In H.-U. Bielefeld, E. Hess-Lüttich (Hg.), *Soziolinguistik und Empirie*. Wiesbaden: Athenaion, 198–207.
- Maiwald, K.-O. 2018: Objektive Hermeneutik. In L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, B. Traue (Hg.), *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, München: Beltz Juventa, 442–478.
- Mau, S., Villa, P.-I. 2018: Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 273–283.
- Mayring, P. 2003: *Qualitative Inhaltsanalyse*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Mühlichen, A. 2019: Informationelle Selbstbestimmung. In N. Baur, J. Blasius (Hg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS, im Druck.

- Nassehi, A. 2018: Über Beziehungen, Elefanten und Dritte. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 292–301.
- Neurath, O. 1932: Protokollsätze. *Erkenntnis*, 3. Jg., 204–214.
- Oevermann, U., Allert, T., Konau, E., Krambeck, J. 1979: Die Methodologie einer ›objektiven Hermeneutik‹ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In H.-G. Soeffner (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler, 352–434.
- Opp, K.-D. 2012: Die Produktion historischer ›Tatsachen‹. *Soziologie*, 41. Jg., Heft 2, 143–157.
- Penissat, E., Brousse, C., Deauvieu, J., Chevillard, J., Barozet, E., Mac-Clure, O. 2016: From Statistical Categorizations to Ordinary Categorizations of Social Space. *Historical Social Research*, 41. Jg., Heft 2, 135–154.
- Prüfer, P., Rexroth, M. 1996: Verfahren zur Evaluation von Survey-Fragen. *ZUMA-Nachrichten*, 20. Jg., Heft 39, 95–116.
- Ragin, C. 2000: *Fuzzy-Set Social Science*. Chicago, London: The University of Chicago Press.
- RatSWD 2016: Forschungsdatenmanagement in den Sozial-, Verhaltens- und Wirtschaftswissenschaften. RatSWD Output 3 (5). Berlin: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten. <https://doi.org/10.17620/02671.7>, letzter Aufruf 12. August 2018.
- RatSWD 2017a: Forschungsethische Grundsätze und Prüfverfahren in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. RatSWD Output 9 (5). Berlin: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten. <https://doi.org/10.17620/02671.1>, letzter Aufruf 12. August 2018.
- RatSWD 2017b: Handreichung Datenschutz. RatSWD Output 5 (5). Berlin: Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten. <https://doi.org/10.17620/02671.6>, letzter Aufruf 12. August 2018.
- Reif, M. 2016: Soziologie als öffentliche Soziologie? *Soziologie*, 45. Jg., Heft 3, 7–23.
- Ritsert, J. 2010: Der Positivismusstreit. In G. Kneer, S. Moebius (Hg.), *Soziologische Kontroversen*. Berlin: Suhrkamp, 102–130.
- Salais, R. 2016: Quantification and Objectivity. *Historical Social Research*, 41. Jg., Heft 2, 118–134.
- Schader-Stiftung (Hg.) 2015: *Öffentliche Wissenschaft – Dokumentation des Großen Konvents 2015*. Darmstadt: Schader-Stiftung.
- Scheffer, T., Schmidt, R. 2013: Public Sociology. *Soziologie*, 42. Jg., Heft 3, 255–270.
- Schnell, R., Hill, P.B., Esser, E. 1999: *Methoden der empirischen Sozialforschung*. München: Oldenbourg.
- Schütz, A. 1932: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Wien: Springer.
- Seale, C. 1999: *The Quality of Qualitative Research*. London: Sage.
- Strübing, J. 2004: *Grounded Theory*. Wiesbaden: VS.
- Strübing, J. 2018: Problem, Lösung oder Symptom? *Forschung und Lehre*, 25. Jg., Heft 2, 102–105. www.forschung-und-lehre.de/zur-forderung-nach-replizierbarkeit-in-der-forschung-328, letzter Aufruf 8. August 2018.

- Strübing, J., Hirschauer, S., Ayaß, R., Krähnke, U., Scheffer, T. 2018: Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 47. Jg., Heft 2, 83–100.
- Treibel, A., Selke, S. 2012: Soziologie für die Öffentlichkeit. *Soziologie*, 41. Jg., Heft 4, 398–421.
- Tuma, R., Schnettler, B., Knoblauch, H. 2013: *Videographie*. Wiesbaden: Springer VS.
- von Thenen, S. 2011: Drei neue Studiengänge für sozialwissenschaftliche Survey-Methoden. *Soziologie*, 40. Jg., Heft 1, 44–46.
- Weber, M. 1988 [1904]: Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. Nachgedruckt in M. Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr-Siebeck, 146–214.
- Weber, M. 1980 [1921]: *Wirtschaft und Gesellschaft*. 5., revidierte Auflage. Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Wernet, A. 2006: *Hermeneutik – Kasuistik – Fallverstehen*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Ziegler, M. 2017: *Induktive Statistik und soziologische Theorie*. Weinheim: Beltz Juventa.